

**Sebastian Donat:** *Deskriptive Metrik. (Reihe Comparanda. Literaturwissenschaftliche Studien zu Antike und Moderne).* Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 2010, Band 15, 180 Seiten

Innovative Publikationen zur Metrik im Allgemeinen und zur deutschen Metrik im Besonderen waren in den letzten Jahren spärlich gesät. Wer sich mit deutscher Metrik befasste, kam vom Eindruck nicht los, dass man langsam begonnen hatte, sich im Kreise zu drehen. So ist z. B. Wolfgang Kayzers durchaus noch heute lesenswerte *Kleine deutsche Versschule* (1946) im Jahre 2002 in 27. Auflage erschienen und auch Christian Wagenknechts *Deutsche Metrik* (1981) 2007 in 5. – wenn auch erweiterter – Auflage herausgekommen. Weitere Werke wie Burkhard Moennighoffs Reclambüchchen *Metrik* (2004) sind entsprechend der Art ihres Formats mehr ein Destillat und eine Zusammenstellung früherer Erkenntnisse denn ein weiterführender Ansatz.

Mit der *Deskriptiven Metrik* von Sebastian Donat liegt nun ein neuer, komparativer metrischer Ansatz vor, dessen Stärke die Herausarbeitung einer deskriptiv-typologischen Matrix der gebundenen Verse ist. Das im Innsbrucker StudienVerlag erschienene Buch versteht sich als „ein neuer systematischer Ansatz zur einfachen und gleichzeitig präzisen und differenzierten Beschreibung aller (oder doch zumindest möglichst vieler) Vers- und Gedichtformen.“ (S. 7). Das Kernstück der Arbeit ist denn auch der Frage nach den Verskonstituenten und Anordnungsprinzipien insbesondere der gebundenen Verse gewidmet.

Einleitend schickt der Autor jedoch Grundlegendes zur Prosodie und Definition des Verses voraus. So stellen bereits die Vorbemerkungen zur Prosodie des Deutschen und deren primäre Koppelung an die Akzentstärke nach Wortklassen ein unverzichtbares Kriterium für die Rhythmusanalyse (bzw. die rhythmische Rekonstruktion konkreter Versrealisierungen) dar. Grundlage dafür ist Wagenknechts vierstufige Akzentskala, welche von Donat ergänzt und konkretisiert wird (S. 16 ff.). Weitere nutzbringende Erklärungen enthält auch die vorgenommene Gegenüberstellung einer optischen und einer akustischen Versdefinition. Die dabei eingenommene Position entspricht jener eines „Primats der Optik über die Akustik bei der Definition aller, auch der gebundenen Verse“ (S. 37). Die Bevorzugung der optischen Gliederung und somit auch einer optischen Definition des Verses wird mit empirischen Proben aus Klabunds *Harfenjule* (1927) sowie aus Helmut Heissenbüttels *Textbüchern* dargelegt. Einleuchtend sind dabei insbesondere die von Donat nachgewiesenen editorischen Missgriffe, die sich bei der Rückführung der von Klabund im Fließtext abgedruckten Gedichte in den Verstext ergeben.

Den Schwierigkeiten der „internen Differenzierung“ zwischen gebundenen und ungebundenen Versen ist der folgende Teil der Darstellung gewidmet. An-

hand von Beispielen aus verschiedenen Sprachen zeigt Donat, dass die beiden Teilbereiche voneinander oft nicht scharf zu trennen sind und deshalb mit zahlreichen Mischtexten zu rechnen ist (S. 41). Als Beispiel für ein dieser Grauzone zuzuordnendes Gedicht führt er Goethes Ode „Meine Göttin“ (1781) an.

Die sich daran anschließende kritische Besprechung vorliegender Typologien der Versifikation – konkret der Modelle von Lotz (1960/1972), Wagenknecht (1981), Küper (1988) und Buchstab (1973) – ist als wichtiges Verdienst Donats im Hinblick auf ein eigenes Modell zu werten. Donat zeigt u. a. auf, dass Wagenknechts metrische Typologie zwar einen durchaus „leistungsfähigen Ansatz zur Unterscheidung und Beschreibung verschiedener Versformen zumal der deutschen Lyrik“ (S. 54) darstellt, der Klassikerstatus“ erlangt und sich seit Jahren bewährt hat. Gleichzeitig macht er jedoch deutlich, dass die „Art der Silbenübergänge bzw. Pausen“ als notwendige Verskonstituente fehlt und die vertikale Anordnungsdimension des Reims unbeachtet bleibt. Am Beispiel von Wagenknechts zweiter Art der Versifikation „nach Größen geordnet“ zeigt Donat zudem auf, wie dieser Typ zwei Prinzipien vereinigt, die es in der Typologie auseinanderzuhalten gilt: die Regulierung der Anzahl prominenter Silben und die Regulierung von deren Position (S. 54). Ferner weist Donat auf eine Schwachstelle aller vier besprochenen Typologien hin: die Ausblendung der vertikalen Dimension. Für Gedichte, die ausschließlich auf der „regelmäßigen vertikalen Anordnung, d. h. der Anzahl oder der Position von Verszeilen, Reimen oder Pausen“ (S. 55) beruhen, bedeutet dies, dass sie weder erfasst, noch entsprechend beschrieben werden können. Dem Verfasser gelingt es, die jeweiligen Merkmale und ebenso die Blindstellen der besprochenen metrischen Typologien auf klare und überzeugende Weise vor Augen zu führen.

Diese Zusammenstellung der Stärken bzw. Schwächen der einzelnen Typologien dient ihm zudem als Basis für das Kernstück der Arbeit, die Bestimmung verschiedener Prinzipien der Versifikation. So sind gemäß Donat als Konstituenten der gebundenen Verse zu betrachten: 1. die *Silbenhaftigkeit*, 2. die *Silbenprominenz* (z. B. die Differenzierung zwischen betonten und unbetonten Silben), 3. *lautliche Übereinstimmungen von Silben oder Silbengruppen* (auffälligstes Beispiel für diese Konstituente ist der Reim) und 4. die *Silbenübergänge bzw. Pausen* (S. 66 ff.). Und gerade die letztgenannte Konstituente ist in Donats *Deskriptiver Metrik* ergänzend zu den besprochenen früheren Typologien der Versifikation auch verskonstitutiv. In dieser Hinsicht hätten sich denn auch interessante Bezüge zu analogen Ausführungen in einschlägigen Metriken der romanischen Sprachen (für das Italienische insbesondere Menichetti 1993) ergeben.

Die Einheit des „Takts“, der in deutschen Metriken mehrfach auch eine primäre versifikatorische Relevanz zugesprochen wurde, ordnet Donat hingegen der Ebene des Versvortrags (*delivery design* nach Jakobson) zu.

Zur Veranschaulichung der einzelnen Verskonstituenten werden jeweils typische Gedichtbeispiele herangezogen. Ein großer Teil der verwendeten Texte stammt aus der deutschsprachigen Literatur, wobei auch häufig auf Gedichte aus dem Englischen und Russischen zurückgegriffen wird. Aber auch Beispiele aus dem asiatischen Kulturraum wie die chinesische Gedichtform des *lü-shih* (S. 69), die koreanischen Versgattungen des *Sijo* (S. 85) und des *Kasa* (S. 87) sowie das klassisch japanische *Tanka* (S. 124) werden berücksichtigt.

Die Anordnung der im Verlaufe der Arbeit ermittelten Konstituenten ist nach den beiden Prinzipien der *Anzahl* und *Position* geregelt (S. 79), zu denen jeweils noch die Anordnungsdimension (*horizontal/vertikal*) hinzukommt. Aus der Kombination der Konstituentenebene mit den Anordnungsprinzipien ergibt sich schließlich eine deskriptiv-typologische Matrix der gebundenen Verse in der Art einer Kreuzklassifikation. Als wichtige Neuerungen im Vergleich zu früheren Typologien sind vor allem die „gleichberechtigte Berücksichtigung von Konstituenten- und Anordnungsebene“ (S. 129) und die klare Trennung dieser beiden Ebenen hervorzuheben. Die Vorteile einer Gleichberechtigung von Konstituenten- und Anordnungsebene im Vergleich zu früheren Typologien, bei denen die Konstituentenebene im Vordergrund stand, sind offensichtlich: So können neu auch einzig auf der vertikalen Gedichtdimension beruhende Texte innerhalb ein und derselben metrischen Typologie erfasst und beschrieben werden. Als Beispiel hierfür nennt Donat Reinhard Döhls 37 Dreizeiler des Zyklus *aus den botnanger sudelheften* (1981), deren einzige Gemeinsamkeit die gleiche Verszahl ist.

Überhaupt ist es ein großer Vorzug der deskriptiv-typologischen Matrix, dass darin neben den einzelnen Arten der Versifikation auch die Strophengliederung bzw. die ‚globale Ordnung‘ (Wagenknecht) eines Gedichts wie jene des Sonetts berücksichtigt wird.

Im Anordnungsprinzip der horizontalen und vertikalen Regulierung der Position (S. 110 f.) zeigt sich ein weiterer Vorteil der deskriptiv-typologischen Matrix. Die von Donat zusätzlich vorgenommene Unterscheidung zwischen relativer und absoluter Position ermöglicht es, unterschiedliche ‚historisch gewachsene‘ metrische Systeme zu beschreiben. Durch eine relative (horizontale) Position gekennzeichnet sind alle Verse, die aus identischen Versfüßen bestehen. Der Abstand zwischen den einzelnen Hebungen ist somit immer der Gleiche, während die Anzahl der Hebungen variieren kann. Ein Beispiel eines nach der relativen Position der prominenten Silben regulierten Gedichts ist Goethes *Der Adler und die Taube*, dessen Verse aus ungereimten, ein- bis sechshebigen ‚Freien Jamben‘ bestehen. Bei der absoluten (horizontalen) Position hingegen ist die genaue Position der jeweiligen Konstituenten durch Regeln bestimmt, wobei die Anzahl der Konstituenten immer auch festgelegt ist. Beispiele hierfür sind

Verse, die Kombinationen unterschiedlicher Versfüße aufweisen, z. B. der Adoneus (X x x X x) mit prominenten Silben auf Position 1 und 4.

Vereinfacht und mit der nötigen Vorsicht formuliert, könnte sich die in der *Deskriptiven Metrik* eingeführte Unterscheidung zwischen der relativen und absoluten Position vor allem aus komparatistischer Sicht für zukünftige Versbeschreibungen als nützlich erweisen. So scheint eine relative Positionsbestimmung einzelner Konstituenten tendenziell insbesondere für die deutsche und englische Metrik sinnvoll (vgl. z. B. die Literatur der Barockdichtung und große Teile der nachfolgenden ‚volksliedhaften‘ Dichtung), während für die romanischen Metriken eher die Bestimmung der absoluten Position in Frage kommen würde. Ein einleuchtendes Beispiel dafür wären die Akzentmodelle des *Endecasillabo*. In diesem Sinne könnte der Alexandriner, den Donat unter der relativen Position abhandelt (S. 112), durchaus auch unter der absoluten Position eingereiht werden. Dass die Unterscheidung der Regulierung der Position nicht immer trennscharf ist, soll aber nicht über deren überwiegende Vorteile hinwegtäuschen.

Analog zur horizontalen Regulierung der Position wird auch die vertikale Regulierung der Konstituenten (Verszeile, Reim, Pause) nach der relativen bzw. absoluten Position behandelt und jeweils mit entsprechenden Beispielen verdeutlicht. Als Beispiel für eine Gedichtform, die vertikal nach der absoluten Versposition reguliert ist, nennt Donat das Ritornell. Neben der Verszahl sowie der Anzahl und Position der Endreime (axa) bestehen z. B. Friedrich Rückerts Blumen-Ritornelle aus der Kombination von einer Kurz- und zwei Langzeilen (S. 117 f.).

Bei der Kombination der Verskonstituenten und ihrer Anordnungsprinzipien ergeben sich Rekurrenztypen, nach denen sich der Umfang der Regulierung einer Vers- und Gedichtform bestimmen lässt. „Ein direkter Rückschluss auf den Grad der metrischen Bindung ist dabei allerdings nicht möglich, denn die meisten Systemstellen können durch unterschiedlich strenge bzw. komplexe Regulierungsformen realisiert sein“ (S. 130). Damit eine Gedichtform zum Bereich der gebundenen Verse zugeordnet werden kann, muss sie neben der obligatorischen Pause am Zeilenende noch „mindestens *eine* weitere rhythmische Regelmäßigkeit aufweisen“ (S. 131). Wie die deskriptiv-typologische Matrix funktioniert und was sie leistet, wird an einem Sonett von Gottfried August Bürger anschaulich gezeigt.

Ein letztes, umfassendes Kapitel ist den ungebundenen Versen gewidmet (S. 133 ff.). Hier referiert Donat zunächst kritisch einige vorliegende Modelle zu deren Beschreibung und Differenzierung, erweitert diese und macht ausblickartig eigene Vorschläge zu deren Bestimmung. Bei den ungebundenen Versen ist das Verhältnis zwischen obligatorischen und fakultativen Konstituenten im Vergleich zu den gebundenen Versen genau umgekehrt. Einziges obligatorisches

Merkmal ist hier die Pause am Zeilenende, während die übrigen Konstituenten rein fakultativen Charakter haben. Im Gegensatz zu den meisten Typologien, die historisch teilweise zu Recht die ungebundenen Verse als Abweichung vom ‚Normalfall‘ bzw. Verszerfall betrachteten, plädiert Donat für eine zukünftig positive Beschreibung ungebundener Verse.

Als sinnvolle Erweiterung beim Nachweis ‚metrischer Floskeln‘ in ungebundenen Versen ist seine Unterscheidung zwischen qualitativen und quantitativen Kriterien anzusehen (S. 143). Je geringer die Anzahl verschiedener Floskeln sei, desto relevanter seien diese (qualitatives Kriterium). Die Bedeutung einer bestimmten Floskel sei ferner umso gewichtiger, je höher ihr Vorkommen (quantitatives Kriterium). Ein weiteres zu berücksichtigendes Kriterium sei die „strukturelle Verankerung bzw. Erkennbarkeit der jeweiligen metrischen Floskel“ (ibd.).

Schließlich werden auch einige positive Beschreibungsmöglichkeiten der ungebundenen Verse aufgegriffen und besprochen. Erwähnenswert ist insbesondere die im Russischen bewährte Unterscheidung zwischen verschiedenen Graden der Füllungsfreiheit (S. 144 ff.) und die Möglichkeit einer Skalierung der Fügungsenge beim Enjambement (insb. S. 155 ff.). Letztere wurde von Michail Gasparov und Tat’jana Skulačeva aufgrund von Untersuchungen zum russischen und englischen klassischen Vers entwickelt und besteht aus einer elfstufigen Hierarchie abnehmender Fügungsenge. Zweifellos werden die in der russischen Metriktheorie etablierten Methoden mit den entsprechenden Anpassungen für das Deutsche für die zukünftige „adäquate wie exakte Deskription und typologische Differenzierung der ungebundenen Verse“ (S. 160) von großem Nutzen sein.

Aus spezifisch vergleichender Perspektive wäre es in Zukunft wünschenswert, neben dem Deutschen, Englischen und Russischen auch die romanischen Sprachen, so z. B. das Italienische und Französische, noch stärker in die Erläuterung mit einzubeziehen. Denn obwohl die von Donat zitierten Ausführungen Theodor W. Elwerts zur französischen Metrik (1961) im Großen und Ganzen noch heute Geltung haben, wäre es im Sinne einer vergleichenden Perspektive sinnvoll gewesen, insbesondere für die französische und italienische Metrik neuere Ergebnisse in die Arbeit einfließen zu lassen (z. B. Cornulier, Gouvard, Menichetti). Dieser Kritikpunkt ist aber insofern zu relativieren, als sich Donats *Deskriptive Metrik* vorwiegend auf Beispiele „aus der neueren deutsch- und englischsprachigen sowie russischen Literatur“ (S. 10) beschränkt.

Nicht zuletzt in Bezug auf einen notwendigen Erkenntnisgewinn im Bereich der metrischen Grundlagenforschung ist Sebastian Donats *Deskriptive Metrik* (2010) also als überaus nützliche und anregende Publikation zu werten. Die inhaltlich dichte Arbeit ist sehr übersichtlich gegliedert und zeichnet sich durch eine sehr klare Sprache aus. Überhaupt kann diese Arbeit in der Veranschauli-

chung der Theorie als exemplarisch betrachtet werden. Schade nur, dass auf ein Glossar verzichtet wurde, welches den Leser(inne)n im ‚Dickicht‘ der metrischen Terminologie sicherlich bei der Orientierung geholfen hätte. Für die Zukunft bleibt nun zu hoffen, dass die in der Deskriptiven Metrik erzielten Erkenntnisse auch von den anderen metrischen Teilbereichen wie z. B. der historischen oder der angewandten Metrik rezipiert und fruchtbar gemacht werden.

---

**Renzo Caduff:** Chemin du Verger 20, CH-1752 Villars-sur-Glâne, Switzerland,  
E-Mail: renzo.caduff@uzh.ch